

ßen auf George Herbert Mead gründende Identitätstheorien miteinander zu vergleichen. In seinem frühen Essay „Spiegel und Masken“ (1959, dt. 1969) hat Anselm Strauss manches von dem vorweggenommen, was Luckmann, ohne Strauss zu erwähnen, in seinen entsprechenden Schriften zur personalen Identität behandelt, vor allem die leibliche Fundierung, die Generationenbeziehungen und den rekonstruktiven Charakter biographischer Selbstvergewisserung. Andererseits geht Luckmann über Strauss hinaus, vor allem, was die Differenziertheit der Zeitstrukturierung handelnder Individuen anbelangt. (5) Was schließlich dem Sozialisationsforscher auffällt, ist Luckmanns Reserviertheit gegenüber Claude Lévi-Strauss. Auch Lévi-Strauss suchte nach universalen Strukturen, zum Beispiel im Bereich der Verwandtschaft, die stammesgeschichtlich für ihn konstitutiv sind. Der Mensch unterscheidet sich eben nicht nur dadurch vom Tier, dass er eine Sprache hat, wie Luckmann betont, sondern auch dadurch, „dass er seinen Großvater kennt“ (Thomas Nipperdey, zitiert nach Aleida Assmann, Geschichte im Gedächtnis, München: C. H. Beck 2007, S. 70). Etliche der Ausführungen Luckmanns zur familialen Sozialisation hätten in der Auseinandersetzung mit Lévi-Strauss und mit den Sozialisationsforschern, die in seiner Tradition stehen, fundierter ausfallen können. Vor allem wäre die – nach allem, was wir wissen, unhintergebar – triadische Struktur der sozialisatorischen Interaktion zu thematisieren gewesen, die in den von Luckmann und Kollegen (nicht in diesem Buch) analysierten Tischgesprächen in jedem Transkript mit Händen zu greifen ist.

Das Aufgreifen der von Luckmann selbst implizit oder explizit gegebenen Verweise oder der oben beschriebenen Leerstellen erscheint umso dringlicher, je größer der Abstand von Thomas Luckmann zu den soziologischen Tagesdebatten wird. Unabhängig davon bietet dieses Buch unverzichtbare Grundbausteine für die Einführung in ein soziologisches Denken, das seinem Gegenstand kompromisslos gerecht wird. Dieser Gegenstand ist die sinnkonstruierte soziale Welt.

*Swedberg, Richard: Grundlagen der Wirtschaftssoziologie, herausgegeben und eingeleitet von Andrea Maurer. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft 2009. 384 Seiten. ISBN: 978-3-531-15870-9. Preis: €24,90,-.*

*Sascha Münnich*

Ein gutes Lehrbuch beschränkt sich nicht darauf, in eine Disziplin einzuführen, sondern traut sich, erstens, den Leser auch auf offene Fragen hinzuweisen, und zweitens, eine eigene kapitelübergreifende Argumentation aufzubauen. So erhält der Leser mit den nun in deutscher Sprache von Andrea Maurer herausgegebenen „Principles of Economic Sociology“ von Richard Swedberg viel mehr als eine sechs Jahre nach ihrem Erscheinen immer noch aktuelle Einführung in einen in Deutschland immer wichtiger werdenden Teilbereich der Soziologie. Es handelt sich zugleich um eine Monographie und um eine Selbstkritik einer nicht mehr ganz jungen Disziplin.

Zwei Anliegen leiten Swedberg: Erstens versteht er Wirtschaftssoziologie als Wiederentdeckung von Fragen der klassischen Soziologie, wie sie vor allem Weber, Schumpeter und Tocqueville gestellt haben. Diese Autoren werden nicht nur als Klassiker rezipiert, sondern sie tauchen in den einzelnen Kapiteln immer wieder als Ideengeber für die heutige

Analyse der Ökonomie auf. Zweitens zieht sich durch die einzelnen Kapitel die Grundfrage, wie soziale Interaktion und ökonomische Interessen zusammengebracht werden können. Eine Soziologie der Wirtschaft darf nicht bei der Beschreibung von Interaktionsformen in der Ökonomie stehen bleiben. Sie muss Wirtschaft als ein „Netz wirtschaftlicher und anderer Interessen“ beschreiben (S. 86), das durch soziale Strukturen und Interaktionen zusammengehalten wird. Swedberg wird daher nicht müde, am Ende jedes Kapitels explizit auf die Bedeutung von Interessen für das jeweilige Thema einzugehen. Am Ende des Buches gelangt er so zu der etwas formalen Definition: „Interessen sind das, was das Handeln der Individuen grundsätzlich antreibt“ (S. 309). Im Gegensatz zu der hier kritisierten tautologischen Definition von Interessen in der ökonomischen Theorie bedeutet dies jedoch nicht, dass jede abstrakt abgeleitete Motivation in den Begriff hineingeschrieben werden darf. Stattdessen findet sich hier der Kern seiner verstehenden Soziologie im Sinne Webers. Es geht darum, über das Verständnis der historisch wirksamen Sinnzuschreibungen der Akteure zu einem Interessenbegriff zu kommen, aus dem kausale Erklärungen für wirtschaftliche Handlungsweisen gewonnen werden können.

Das Buch gliedert sich in zwölf Kapitel, die jeweils einen spezifischen Aspekt des Wirtschaftslebens in den soziologischen Blick nehmen. Nach zwei Kapiteln zur Ideengeschichte der alten und neuen Wirtschaftssoziologie bietet Swedberg zunächst eine Vogelperspektive an. Kapitalismus wird als eine historisch spezifische Form der sozialen Organisation von Produktion, Verteilung und Konsum beschrieben, deren unterschiedliche Formen und Entwicklungen in Längs- und Querschnitt betrachtet werden können. Schon im nächsten Kapitel steht dann aber das Unternehmen als kleinste Organisationseinheit der Wirtschaft im Vordergrund. Hier betont Swedberg, dass die Interessenorientierung des Unternehmens und der in ihm handelnden Akteure es notwendig macht, das Unternehmen als eine soziale Organisation eigener Logik zu verstehen.

Die Filetstücke des Buchs bilden die Kapitel V und VI zur Theorie und historischen Entwicklung des Marktes. Während die Väter der Politischen Ökonomie wie Smith, Ricardo oder auch Marx konkrete Märkte und Produktionsverhältnisse vor Augen hatten, wurde der Markt in der Grenznutzentheorie auf den Tauschprozess zwischen nutzenorientierten Akteuren reduziert. Hier liegt der Dreh- und Angelpunkt der notwendigen Erneuerung der empirischen Wirtschaftssoziologie: Märkte sollen als konkrete Schauplätze der sozialen Interaktion widerstreitender Interessen verstanden werden. Swedberg unterscheidet Konflikt-, Netzwerk- und Feldperspektiven auf den Markt als Alternativen zum ökonomischen Standardmodell. Im sechsten Kapitel bricht Swedberg dann auch mit dem Stil der anderen Kapitel: Statt einer Schilderung verschiedener Theorien findet sich hier eine eindruckliche historische Darstellung der Entwicklung lokaler, nationaler und internationaler Güter-, Arbeits- und Geldmärkte in ihrer politischen und sozialen Bedingtheit.

In den folgenden beiden Kapiteln widmet sich Swedberg der soziologischen Analyse des Verhältnisses von Politik, Recht und Wirtschaft. Hier stehen vor allem die Fragen von Macht und Herrschaft in wirtschaftlichen Interaktionen im Vordergrund. Politisches Handeln geht nicht nur von staatlichen, sondern auch von verbandlichen Akteuren oder Unternehmen aus und sollte als integraler Bestandteil in die Analyse von Märkten einbezogen werden. Darüber hinaus betont Swedberg in Anlehnung an Schumpeter die Finanzsoziologie, d. h. die sozioökonomischen Bedingungen der Finanzierung moderner Staaten. Was in diesem Kapitel leider weitgehend fehlt, ist eine systematischere Auseinandersetzung

mit der Politischen Ökonomie. Vor allem die zentrale Frage der Rolle von Institutionen für wirtschaftliches Handeln wird hier nicht systematisch verfolgt. In der Beschäftigung mit dem Verhältnis von Recht und Wirtschaftssoziologie sieht Swedberg eines der am wenigsten beachteten Felder der Wirtschaftssoziologie. Themen wie geistiges Eigentum, Erbschaft und die historische Entwicklung des Vertragsrechts werden als wichtige Einwände gegen Effizienztheorien des Rechts zur Weiterentwicklung empfohlen.

Die nächsten beiden Kapitel beschäftigen sich mit den Möglichkeiten einer kulturorientierten Analyse wirtschaftlicher Phänomene. Swedberg plädiert dafür, Werte, Normen und Kognitionen einzubeziehen, ohne dabei die Rolle von Interessen strukturfunktionalistisch herauszudrängen. Für eine solche Perspektive stehen vor allem Tocquevilles „Democracy in America“ und Webers „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ Pate. Eine besondere Rolle räumt Swedberg den sozialen Grundlagen des für wirtschaftliche Interaktionen unabdingbaren Vertrauens ein. Letztlich öffnet die Frage nach den kulturellen Aspekten der Wirtschaft auch das Tor zur soziologischen Analyse des Konsums. Jenseits von Bourdieus Soziologie des Geschmacks ist die Rolle von Identität und Sinn in der Konsumtion wirtschaftlicher Güter weitgehend unbeleuchtet.

Es ist sehr bemerkenswert, dass Swedberg am Ende seiner Betrachtung ein Kapitel zum Verhältnis von Geschlecht und Wirtschaft anschließt, handelt es sich doch um einen Themenbereich, dessen Arbeiten kaum an den einschlägigen Publikationsorten der Wirtschaftssoziologie zu finden sind. Swedberg schlägt vor, diese Frage von der Binnenstruktur von Haushalten her zu entwickeln, um die ökonomische Relevanz der Arbeitsteilung der Geschlechter zu integrieren.

Das Schlusskapitel des Buchs von Swedberg benennt drei „strukturelle Löcher“ (S. 300) der Wirtschaftssoziologie: Die Rolle des Unternehmertums, die Betrachtung sozialer Ungleichheit, sowie mögliche Verbindungen zur Spieltheorie. Am Ende des Schlusskapitels steht die oben beschriebene Definition von Interessen, für deren Analyse Swedberg zwei Hinweise gibt: Erstens müsse der Unterschied zwischen objektiven und subjektiven Interessen herausgearbeitet werden. Zweitens müssen Interessen in ihrer Historizität betrachtet werden. An dieser Stelle drängen sich dem Leser dann aber doch einige Fragen auf, die leider unbeantwortet bleiben. Sind Interessen letztlich kulturell definiert oder kulturell eingeeht? Welche Zusammenhänge zur Ungleichheit sozioökonomischer Positionen bestehen hier? Die formale Definition, die am Ende steht, enttäuscht etwas – ein Effekt, den Swedberg durchaus beabsichtigt haben mag, verlegt er die Antwort so in den Bereich historisch-empirischer Forschung.

Andrea Maurer hat die durchweg gelungene und klare Übersetzung von Swedbergs Überlegungen mit einer neuen Einleitung und einem Interview eingerahmt. Das Interview bietet einen guten ergänzenden Einblick, welche Kritik Swedberg auch gegenüber Weber, Schumpeter und Tocqueville geltend macht und rundet das Buch mit einer Selbstkritik des Autors ab. „Es gibt also sicher noch Raum für Verbesserungen!“, lautet Swedbergs letzter Satz (S. 326). Die Verschmelzung von Lehrbuch, Monographie und Selbstkritik, die Swedberg und Maurer hier vorlegen, macht es allerdings ausgesprochen schwer, diese Verbesserungen zu benennen.